

Mik Hedrich



Der Geist
in der Flasche
und wie ich ihn
lieben lernte



HED RICH
— PUBLISHING —

Der Geist in der Flasche und wie ich ihn lieben lernte

LESEPROBE

Der Geist in der Flasche und wie ich ihn lieben lernte

Mik Hedrich

Prolog · Kapitel 1–2

© Mik Hedrich · Alle Rechte vorbehalten.

Diese Leseprobe ist ausschließlich zur persönlichen Lektüre bestimmt.

PROLOG

Der Revolver

Chicago, 10. April 2032

Nathan Ben-Ami hatte sich seinen Tod immer anders vorgestellt. Nicht dramatisch, nicht heroisch, nicht einmal traurig – eher wie das Ausschalten eines Lichts in einem leeren Raum. Ein Klick. Dann Dunkelheit. Ende.

Er hob das Weinglas an die Lippen und leerte den letzten Schluck. Der Rotwein war warm geworden und schmeckte nach Essig und Müdigkeit. Auf dem Küchentisch lag ein Revolver, daneben standen drei leere Flaschen, die vierte war fast leer. Nathan betrachtete die Waffe eine Weile. Sie wirkte erstaunlich unspektakulär – kein Symbol des Todes, kein Instrument des Schicksals, nur ein Stück Metall. Knapp ein Kilogramm Stahl, das darüber entscheiden konnte, ob er am nächsten Morgen noch lebte.

Er lachte leise. »Vierzig Jahre Physik«, murmelte er. »Und am Ende gewinne ich gegen das Universum mit einem Stück Metall.«

Seine Stimme klang fremd. Die Wohnung antwortete nicht. Seit Emily ausgezogen war, hatte sie überhaupt aufgehört zu antworten. Früher hatte sie Geräusche gemacht – Musik, Lachen, Schritte, das Klappern von Tassen. Jetzt gab es nur noch das Summen des Kühlschranks.

Nathan schenkte nach. Die Flasche gluckerte ein letztes Mal. Draußen zog ein Polizeiwagen vorbei, und blaues Licht wanderte über die Zimmerdecke wie eine geisterhafte Welle. Für einen Moment erinnerte ihn das Licht an Sterne. An seinen Vater. Wahrscheinlich saß er irgendwo auf einem Dach, betrachtete den Nachthimmel oder diskutierte

mit Fremden über Gott und Physik. Nathan verdrängte den Gedanken. Sie hatten seit Wochen nicht miteinander gesprochen. Vielleicht seit Monaten. Er wusste es nicht einmal genau. Und sofort bereute er den Gedanken. Er wollte heute Nacht nicht an seinen Vater denken. Weder an Jerusalem noch an die Synagogen oder den süßen Duft von Orangen. Nicht an all das. Er wollte überhaupt an nichts denken.

Aber Gedanken waren wie Kakerlaken: Wenn man eine verseuchte, kamen zehn neue hervor.

Nathan griff nach dem Glas. »Auf dich, David.« Er trank. »Auf dich, Rebecca. Auf dich, Emily.« Der Wein brannte. »Und auf dich, Nathan.« Er hob das Glas ein letztes Mal. »Du hast es immerhin versucht.«

Dann trank er aus. Lange saß er da, den Revolver zwischen den Händen wie einen stillen Schiedsrichter. Nathan blickte aus dem Fenster. Die Stadt glitzerte. Millionen Menschen, Millionen Wohnungen, Millionen Geschichten – jeder kämpfte gegen etwas. Gegen Einsamkeit, gegen Krankheit, gegen Schulden, gegen Erinnerungen, gegen sich selbst. Und irgendwo da draußen gab es vermutlich jemanden, der in diesem Augenblick verliebt war. Jemanden, der ein Kind bekam. Jemanden, der lachte. Jemanden, der hoffte.

Nathan beneidete sie nicht mehr. Er verstand sie nur nicht mehr.

Wann war ihm die Welt fremd geworden? Wann hatte er aufgehört zu glauben, dass alles gut werden könnte? Er wusste es nicht. Vielleicht nach Emily. Vielleicht nach seinem Vater. Vielleicht schon viel früher. Vielleicht an jenem Nachmittag im Pfarrhaus.

Er schloss die Augen. Nein. Nicht daran denken. Nicht heute. Heute war Schluss.

Er griff nach dem Revolver. Das Metall fühlte sich kühl an, beruhigend, endgültig. Sein Finger glitt über den

Abzug, und ein seltsamer Frieden breitete sich in ihm aus. Zum ersten Mal seit Jahren schien er keine Entscheidungen mehr treffen zu müssen. Keine Bewerbungen schreiben. Keine Rechnungen bezahlen. Keine Zukunft planen. Vor allem keine Fragen mehr stellen. Er hatte sein Leben lang Fragen gestellt: Warum existiert das Universum? Was geschieht nach dem Tod? Warum leiden Menschen? Warum zerstören sie einander? Warum verlassen Menschen diejenigen, die sie lieben? Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Und für keine dieser Fragen hatte er jemals eine Antwort erhalten. Vielleicht gab es keine. Vielleicht war das der Witz des Ganzen. Vielleicht war das Universum nichts weiter als ein gigantischer Unfall, eine kosmische Fehlfunktion.

Nathan hob die Waffe.

Da hörte er eine Stimme.

»Das stimmt nicht.«

Nathan erstarrte. Die Küche war leer. Der Kühlschrank summte, irgendwo im Haus knackte die Heizung. Er wartete.

»Hallo?«

Keine Antwort. Er lachte nervös. »Großartig.« Er stellte die Waffe wieder auf den Tisch. »Jetzt höre ich Stimmen.«

Die vierte Weinflasche war inzwischen leer. Vielleicht war das die Erklärung. Vielleicht war Alkohol doch billiger als eine Therapie. Nathan wollte gerade nach der Flasche greifen, als die Stimme erneut sprach.

»Du hörst keine Stimmen.«

Diesmal kam sie eindeutig von rechts.

Nathan drehte den Kopf. Auf dem Tisch stand die leere Weinflasche. Sie schimmerte schwach, fast unmerklich. Ein bläuliches Licht pulsierte in ihrem Inneren. Nathan blinzelte. Dann noch einmal. Das Licht blieb.

»Nein«, sagte er.

Die Flasche antwortete nicht sofort.

»Doch.«

Nathan sprang auf. Hinter ihm kippte der Stuhl um. »Das ist nicht real.«

»Das sagen die meisten Menschen, wenn sie etwas sehen, das nicht in ihr Weltbild passt.«

Nathan starrte die Flasche an. »Ich bin betrunken.«

»Ja.«

»Ich halluziniere.«

»Nein.«

»Wer bist du?«

Die blaue Flasche schwieg so lange, dass Nathan glaubte, sich alles eingebildet zu haben. Dann sagte sie: »Das ist eine ausgezeichnete Frage.«

Nathan spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief. »Wer bist du?«, wiederholte er.

»Das spielt im Moment keine Rolle.«

»Für mich schon.«

»Für dich spielt im Moment etwas anderes eine Rolle.«

Nathan blickte auf den Revolver. Die Stimme fuhr fort: »Bevor du das tust, möchte ich dir etwas zeigen.«

Nathan lachte bitter. »Wenn du ein Engel bist, bist du ziemlich spät dran.«

»Ich bin kein Engel.«

»Gott?«

»Nein.«

»Der Teufel?«

»Auch nicht.«

Nathan schwieg. Die Flasche schimmerte weiterhin blau, ruhig, fast geduldig.

»Warum ich?«

»Weil du Fragen stellst.«

»Die meisten Menschen stellen Fragen.«

»Nein.« Die Stimme klang auf einmal traurig. »Die meisten Menschen suchen Bestätigung. Du suchst Antworten.«

Nathan wusste nicht, warum ihn dieser Satz traf – vielleicht weil er wahr war, vielleicht weil er es vergessen hatte. Die Flasche leuchtete heller. »Bevor du gehst, Nathan Ben-Ami, möchte ich dir zeigen, wie alles begann.«

Nathan blickte auf. »Was begann?«

Für einen Augenblick schien das blaue Licht die ganze Küche zu erfüllen. Die Wände verschwammen. Der Tisch verschwand. Die Stadt hinter dem Fenster verschwand. Selbst die Schwerkraft schien sich aufzulösen.

Und dann antwortete die Stimme:

»Alles.«

KAPITEL 1

Acht Stunden

Unbekannter Ort

Als Nathan die Augen öffnete, glaubte er zunächst, tot zu sein. Dieser Gedanke war ihm nicht neu. Doch noch nie hatte er ihn so ernst genommen.

Er lag auf dem Rücken. Über ihm spannte sich eine gewölbte Decke aus silbergrauem Metall. Kein Himmel, keine Wolken, kein Lichtschalter – nur eine Reihe schmaler Leuchtstreifen, die ein kaltes, weißes Licht verbreiteten. Nathan blinzelte, dann setzte er sich langsam auf. Sein Kopf schmerzte. Der Wein, die Flasche, die Stimme und der Revolver. Er erinnerte sich an alles. Oder zumindest glaubte er das.

»Verdammt.« Seine Stimme hallte leicht nach.

Er blickte sich um. Der Raum war kreisförmig, vielleicht acht Meter im Durchmesser. An den Wänden verliefen Reihen von Bildschirmen, Instrumenten und Anzeigen, deren Bedeutung ihm unbekannt war. In der Mitte der Kabine befanden sich fünf Liegen. Eine davon war leer – auf ihr hatte er gelegen. Die anderen vier waren besetzt.

Nathan erstarrte. Vier Menschen. Zwei Frauen, zwei Männer. Und er selbst. Fünf.

Alle schliefen oder waren bewusstlos. Er stand auf; seine Beine fühlten sich überraschend stabil an. Langsam trat er näher. Auf der Liege neben ihm ruhte eine Frau, die er auf Anfang dreißig schätzte. Selbst bewusstlos wirkte ihr Gesicht ruhig, beinahe entrückt. Die Frau auf der gegenüberliegenden Liege hatte die Stirn angespannt, als kämpfe sie im Schlaf gegen etwas an. Der erste Mann hatte einen

dunklen Bart, kräftige Schultern, ein Gesicht, das gleichzeitig freundlich und gefährlich wirken konnte. Der zweite Mann war kahlgeschoren, seine Züge erinnerten Nathan an Fotos buddhistischer Mönche. Er wirkte vollkommen friedlich, fast so, als wäre er genau dort, wo er sein wollte.

Nathan wich einen Schritt zurück. Wer waren diese Menschen? Und wichtiger: Wo war er?

In diesem Moment bemerkte er die Flasche. Sie schwebte direkt über den fünf Liegen, langsam rotierend, völlig schwerelos. Die blaue Weinflasche. Seine Weinflasche. Das gleiche blaue Leuchten pulsierte in ihrem Inneren. Nathan starrte sie an.

»Nein.«

Die Flasche antwortete nicht. Sie drehte sich lautlos weiter. Nathan hob vorsichtig die Hand, berührte sie aber nicht. Irgendetwas hielt ihn davon ab. Eine Ahnung, eine Warnung oder Ehrfurcht.

Eine Veränderung im Licht zog seinen Blick zur Wand. Dort befand sich ein riesiges Fenster, vielmehr eine transparente Kuppel, die er zunächst übersehen hatte. Er trat näher – und blieb wie angewurzelt stehen. Draußen war das Weltall. Kein Film, kein Bildschirm, keine Simulation. Das Weltall: schwarz, unendlich, durchzogen von Milliarden Sternen.

Nathan spürte, wie ihm die Luft wegblieb. Er trat näher und legte die Hand auf die Scheibe. Eisig. Echt. Und dort draußen hing die Erde – blau, weiß, wunderschön, verletzlich. Sie füllte fast die Hälfte seines Blickfeldes aus. Doch etwas stimmte nicht: Die Erde wurde kleiner. Ganz langsam, aber eindeutig. Sie entfernte sich. Oder vielmehr: Er entfernte sich von ihr.

Nathan schluckte. »Oh mein Gott.«

»Das sagen Menschen oft, wenn sie etwas Schönes sehen.«

Nathan fuhr herum. Die Stimme kam von der Flasche.

»Wo bin ich?«

»In einer Rakete.«

»Nein.«

»Doch.«

»Das ist unmöglich.«

»Das Universum ist voller Dinge, die Menschen für unmöglich halten.«

Nathan ignorierte die Bemerkung. Sein Blick fiel auf einen großen Bildschirm an der gegenüberliegenden Wand. Schwarzer Hintergrund, weiße Zahlen.

08:30:17

Die Sekunden liefen rückwärts.

08:30:16 08:30:15 08:30:14

Nathan starrte auf die Anzeige. »Was zählt da herunter?«

Die Flasche antwortete nicht sofort. Die Sekunden liefen weiter.

08:30:09 08:30:08 08:30:07

Dann sagte die Stimme: »Die Zeit, die der Menschheit noch bleibt.«

Nathan lachte kurz und ungläubig. »Natürlich.«

»Du glaubst mir nicht.«

»Nein.«

»Das wird sich ändern.«

Nathan wollte antworten. Da hörte er hinter sich ein Geräusch, ein leises Einatmen. Er drehte sich um. Die dunkelhaarige Frau hatte die Augen geöffnet und blickte direkt zu ihm – verwirrt, ängstlich und ebenso ahnungslos wie er. Für einige Sekunden sagte keiner etwas. Dann richtete sie sich langsam auf.

»Wo bin ich?«

Nathan sah die schwebende Flasche an. Die blaue Flüssigkeit darin pulsierte wie ein Herzschlag. Die Stimme antwortete nicht ihm. Sie antwortete der Frau.

»Das«, sagte sie ruhig, »ist eine ausgezeichnete Frage.«

KAPITEL 2

Der Brief

Berlin, 9. April 2032

Als Kind hatte Sarai geglaubt, Musik sei eine Sprache, die Gott erfunden hatte, weil Worte nicht ausreichten. Später hatte sie gelernt, dass Musik nichts mit Gott zu tun haben musste. Aber sie war sich nie ganz sicher gewesen.

An diesem Morgen saß sie am Flügel im Wohnzimmer ihrer Mutter und spielte dieselben vier Takte zum fünften Mal. Dann hörte sie auf. Etwas stimmte nicht. Die Wohnung war ungewöhnlich still. Normalerweise summt ihre Mutter beim Frühstück alte Kirchenlieder. Heute nicht. Heute hörte sie nur das Ticken der Wanduhr.

Sarai blickte auf. Rachel Miller stand am Fenster, trug einen dunkelblauen Pullover und hielt eine Kaffeetasche in beiden Händen. Draußen hing ein grauer Berliner Himmel über den Häusern.

»Du solltest deine Hände schonen«, sagte Rachel.

»Heute Abend habe ich keinen Auftritt.«

»Morgen schon.«

Sarai lächelte. »Das Konzert ist in Rom. Nicht auf dem Mond.«

Rachel erwiderte das Lächeln, aber nur kurz. Sarai bemerkte es. In den letzten Wochen hatte sich ihre Mutter verändert. Es waren nur kleine Dinge. Sie wirkte häufiger abwesend, müde, nachdenklich. Manchmal ertappte Sarai sie dabei, wie sie sie ansah. Nicht wie eine Mutter ihre Tochter betrachtet, sondern wie jemand, der sich etwas einprägen möchte. Als hätte die Zeit plötzlich Gewicht bekommen.

»Ist alles in Ordnung?«

Rachel antwortete nicht sofort. Sie stellte die Tasse auf die Fensterbank. »Natürlich.«

Sarai schnaubte. »Das war die schlechteste Antwort des Tages.«

Rachel lachte, diesmal ehrlich. »Der Tag hat gerade erst begonnen.«

»Dann bist du immerhin in Führung.«

Für einen Moment fühlte sich alles wieder normal an. Fast. Doch dann bemerkte Sarai den Umschlag. Er lag auf dem Esstisch – weiß, unbeschriftet, unscheinbar. Trotzdem konnte sie den Blick nicht davon lösen.

»Was ist das?«

Rachel folgte ihrem Blick und versteifte sich kaum merklich. Sarai entging es nicht.

»Ein Brief.«

»Das sehe ich.«

»Dann ist meine Antwort technisch korrekt.«

»Mutter.«

Rachel schwieg. Sarai kannte dieses Schweigen. Es bedeutete: Nicht weiterfragen, nicht jetzt, vielleicht nie. Doch diesmal ließ sie nicht locker.

»Worum geht es?«

Rachel trat zum Tisch, nahm den Umschlag in die Hand und strich mit den Fingern über das Papier, fast zärtlich. Dann blickte sie ihre Tochter an, und plötzlich wirkte sie älter. Viel älter. Es lag an ihren Augen, als hätte sie eine Last getragen, die nun zu schwer geworden war.

»Diesen Brief wirst du im Flugzeug lesen.«

»Warum nicht jetzt?«

»Weil du ihn im Flugzeug lesen sollst.«

»Das ist keine Antwort.«

»Es ist die einzige, die ich dir heute geben kann.«

Sarai runzelte die Stirn. »Du machst mir Angst.«

Rachel lächelte traurig. »Das ist nicht meine Absicht.«

»Dann verrät mir wenigstens, worum es geht.«

Rachel zögerte. Schließlich sagte sie: »Es geht um die Wahrheit.«

Sarai blinzelte. »Welche Wahrheit?«

Rachel schwieg. Draußen begann es zu regnen. Feine Tropfen liefen über die Fensterscheiben. Für einen Augenblick hörte man nur das leise Prasseln. Dann legte Rachel den Umschlag auf den Tisch.

»Versprich mir etwas.«

»Kommst darauf an.«

»Nein.« Ihre Stimme war plötzlich fest. »Versprich es mir vorher.«

Sarai sah sie überrascht an. »Gut.«

»Lies den Brief erst, wenn das Flugzeug gestartet ist.«

»Warum?«

»Weil du sonst nicht fliegen würdest.«

Die Worte standen zwischen ihnen, schwer und unbegreiflich. Sarai spürte ein unangenehmes Ziehen im Magen.

»Was soll das bedeuten?«

Rachel schüttelte den Kopf. »Morgen wirst du es verstehen.«

»Mutter ...«

»Versprich es.«

Sarai betrachtete sie lange. Dann nickte sie. »In Ordnung.«

Rachel schloss kurz die Augen, als hätte sie auf genau diese Antwort gehofft. Oder gefürchtet. Sarai wusste es nicht.

Am Nachmittag fuhr sie zum Flughafen. Rachel begleitete sie, wie immer – und doch war nichts wie immer. Während sie durch die Abflughalle gingen, hatte Sarai das Gefühl, dass ihre Mutter jeden Augenblick etwas sagen wollte.

Etwas Wichtiges. Etwas Entscheidendes. Aber sie sagte nichts.

Vor der Sicherheitskontrolle blieben sie stehen. Menschen liefen an ihnen vorbei, Rollkoffer ratterten über den Boden, Lautsprecher verkündeten Abflüge. Die Welt bewegte sich weiter. Nur sie beide standen still.

Rachel nahm ihre Tochter in die Arme. »Pass auf dich auf.«

»Ich fliege nach Rom, nicht zum Mars.«

Rachel lächelte. »Versprich mir noch etwas.«

»Schon wieder?«

»Ja.«

»Was denn?«

Rachel sah sie so lange an, dass Sarai unruhig wurde. Dann sagte sie: »Egal, was du morgen über mich denkst ...« Sie stockte. »Vergiss nie, dass ich dich liebe.«

Sarai runzelte die Stirn. »Natürlich liebe ich dich auch.«

Rachel nickte, doch ihre Augen glänzten. »Das wollte ich hören.«

Dann drehte sie sich um und ging, ohne sich noch einmal umzusehen. Sarai blieb stehen, den Umschlag in der Hand, mit einem Gefühl, das sie nicht benennen konnte. Es war weder Schmerz noch Angst. Noch nicht. Es war eher, als würde irgendwo tief in ihrem Inneren eine Tür langsam aufgehen. Und dahinter wartete etwas. Etwas, das ihr ganzes Leben verändern würde.

Ohne dass sie es wusste, sah sie ihre Mutter zum letzten Mal.